

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger 1943

249 (23.10.1943)

Wforzheimer Anzeiger

Bezugspreise:
Bei Zustellung durch die Trägerin monatlich RM 1.60 (einschl. Trägerlohn); für Selbstabholer am Schalter und bei den Kiosken RM 1.50, für Postbezieher RM 1.96 (einschl. Postgebühren). Einzelverkaufpreis 10 Pfennig. Postkontos Nr. 9180. Amt Karlsruhe. — Postfach Nr. 131.

Tageszeitung für nationalsozialistische Weltanschauung

Einziges amtliches Verkündungsblatt für den Amtsbezirk Wforzheim

Verleger und Hauptgeschäftsführer: Dr. Paul Bode u. Dr. Wehrmacht. Sitzort: Wforzheim. Hauptgeschäftsführer und Chef vom Dienst: Dr. Fritz Mayer. Druck und Verlag: Gebr. Bode, alle in Wforzheim. Gießstraße Nr. 22/23. Fernsprecher Nr. 5044 bis 5047. — Zur Zeit gilt: Diensttage 6.

Anzeigenpreise:

13 Pfennig je Millimeter Großspalte, Zweitteil 50 Pfennig je Millimeter. Kennzeichnungsgebühr 85 Pfennig. Nachlässe: Nachlässe I, Mengenrabatt B, Preisliste A. Für fernmündlich erteilte Aufträge, Abbildungen und das Erstellen an bestimmten Tagen keine Gewähr. — Gerichtsstand Wforzheim.

Gegründet 1873

Samstag/Sonntag, den 23./24. Oktober 1943

70. Jahr / Nr. 249

Selbentum der Heimat

Von Franz Schauwecker

Als Frontsoldat des ersten Weltkrieges kann ich die Leistung der kämpfenden Wehrmacht des heutigen Krieges verstehen und würdigen. Wahrlich, nicht umsonst gilt dieser Armee zu Land, in der Luft und im Wasser jedes höchste Wort des Lobes, der Ehre, des Ruhms; der Vorberkranz, welcher nur der Leistung von größtem Rang zukommt, lenkt sich auf eine zwar schweißtriefende, aber darum desto würdigere Stirn. Und der deutsche Soldat dieses Krieges ist gleich dem des ersten Weltkrieges nicht nur der beste Soldat der Welt, — er ist darüber hinaus auch der Soldat, der umzingelt und angegriffen von den wirtschaftlich leistungsfähigsten Mächten der Welt, die schwerste und zermalmendste Last des Krieges trägt. Nicht annähernd so viel wird den Engländern und den Amerikanern, die die anderen für sich kämpfen lassen, zugemutet.

Indessen man von Tag zu Tag im Klang der Wehrmachtberichte das wohlverdiente Lob des kämpfenden Heeres vernimmt, Zeitungen lesend oder am Rundfunk sitzend, erinnert man sich als alter Kampfsoldat des ersten Weltkrieges. Damals stand man draußen in vorderster Linie, und heute befinden sich viele von jenen ehemaligen Kämpfern in der Heimat. Einer von diesen bin ich.

Damals habe ich mich umgesehen im Kreise meiner Kompanie und habe sorgfältig die Mienen und die lautlose Sprache der Augen beobachtet. Ich habe das alles genau vergeichnet, eigene Erlebnisse, Wahrnehmungen, Mitteilungen anderer, und habe viele Jahre später versucht, ein Bild des Krieges daraus zu gewinnen und dieses Bild darzustellen. Heute befinde ich mich in der Heimat, und ich tue daselbe wie damals: ich beobachte genau die Mienen und sorgfältig die lautlose Sprache der Blicke.

Und da gewahre ich sogleich einen ungeheuren Unterschied.

Damals entzogen Munitionstreife der Arme die Waffen, raubten Kriegseiselniche Demonstrationen der Front das Vertrauen, unterwürfigsten Jammerbriefe mit Klagen und Anklagen dem Mann in vorderster Linie langsam aber sicher die geschlossene Einsatzbereitschaft, und all das zusammen wirkte lähmend auf den Kampfgeist eines großen Teils der Truppe. Und schließlich: was sollte die Front anfangen, wenn Hüge, beladen mit Geschützen, auf offener Straße stehen blieben, Telefon- und Telegraphendrähte rückwärts durchschnitten wurden und Provianttänzer gekübelnd waren? Was sollte die Front beginnen, wenn dabei umgestürzt kommunifische Auffangorganisationen arbeiten und revolutionäre Truppen bereitstellen konnten?

Heute sehe ich in der Heimat, in der ich mich selber befinde, eine völlig gewandelte Welt, von der man sich damals nicht träumen ließ. Und ich fange an, die Leistung, welche die Heimat vollbringt, zu begreifen und zu würdigen. Und ich tue das vom Blickpunkt eines ehemaligen Frontsoldaten aus, der damals oft genug über die Heimat von 1917/18 geklagt hat.

Jetzt sehe ich ein zu Hause gebliebenes Volk von älteren Männern, Frauen und Kindern, ein Volk, das stumm und mit starren Mienen den Pflichten nachgeht, die ihm der Krieg jeden Tag, jede Stunde und jede Minute auferlegt. Die Opfer, die dieses Volk bringt, sind so groß, daß sie auch neben denen der Front durchaus zu verzeichnen sind, und ich finde, daß dies ein wenig mehr geschehen könnte, als es der Fall ist.

Man bedenke: das Volk der Zuhausegebliebenen besteht aus Frauen, Mädchen, Kindern, älteren Männern und den wirklich Unabkömmlichen. Fast alle sind untauglich für die vorderste Linie. Es bleibt nichts anderes, als daß sie zu Hause bleiben. Indessen greift der Krieg über die brennenden Grenzen der Front weit hinaus bis in das Gebiet der Heimat, die mit dem Kriege nur durch Rüstungswerke zu tun hat. Trotzdem werden Nichtkämpfer durch unmittelbare Bombenangriffe zu wehrlosen Kämpfern gemacht. Da hockt man in Kellern und Bunkern, die schwere, graue Dede aus Stein über sich, eingesperrt und verschlossen in laßler Umgebung, nachts auf ungewisse Zeit, und jede Sekunde kann sich diese lastende Dede über einem mit Blitz und Knall öffnen und herunterkommen oder das Haus herunterstürzen und alle verschütten, oder der Schrei ertönt: Das Haus brennt! — und niemand von den Mädchen und Greisen hat eine Waffe, um sich zu wehren, sondern sie alle kämpfen wehrlos gegen ihr Schicksal.

Wir haben Frontsoldaten, die so neben mir gehockt haben, gesagt: „Das ist ja zermürbend, hier so dazusitzen ohne Waffe und frische Luft. Draußen kann man sich wehren und schläft oder läßt ins freie Gelände. Aber hier —“

Man bedenke: die Zuhausegebliebenen wohnen alleamt in ihrer gewohnten Umgebung. Straße, Wohnung, Möbel, die ganze Umwelt hat sich nicht verändert. Aber die Welt ringsumher hat sich gewandelt: Krieg. Da wird der Gegenlag kraß deut-

Wie steht die Schlacht im Osten?

Die 16. Woche der Sowjetoffensive / Auswirkungen auf die Gesamtkriegslage

* Wforzheim, 23. Oktober.

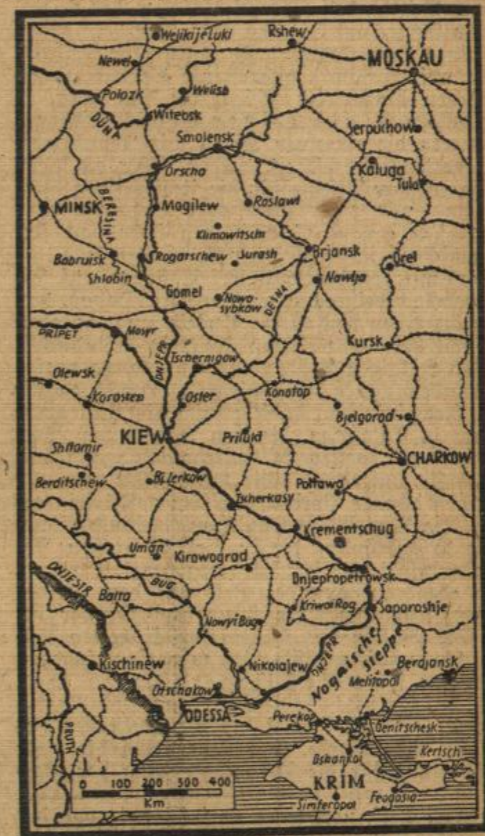
An der Ostfront geht heute die 16. Kampfwoche zu Ende. Nur wenige sind unter uns, die ermessen können, was der deutsche Soldat an den Brennpunkten dieser ungeheuren Schlacht in diesen 16 Wochen Tag für Tag und Nacht für Nacht ertragen und leisten muß. Die Bolschewisten lassen eine geradezu unheimliche Flut gegen unsere Linien anbränden, deren Wellenschlag immer noch kein Ende nimmt. Das Uebergewicht von Waffe und Material soll die kämpferische Ueberlegenheit des deutschen Soldaten und die Güte der deutschen Waffen überwinden und schließlich in einem für uns tödlichen Triumphzug enden.

Die sowjetische Führung hat zweifellos mit einem gewissen Geschick von uns gelernt, aber es ist ihr trotz aller aufgebauten Massen in diesen 16 langen Kampfwochen nirgends gelungen, eine unserer klassischen Kesselschlachten nachzubauen oder einen strategischen Durchbruch zu erzielen. Mit dieser Feststellung soll nicht über die Tatsache hinweggeredet werden, daß wir zwischen Orel und Taganrog einen schwer eroberten Raum wieder aufgeben mußten. Aber es ist eine nicht weniger beachtliche Tatsache, daß der Gegner in diesen Gebieten durch systematische Verstärkungen auf Monate

gehemmt sein wird; seine Kriegswirtschaft wird auch durch die Wiederinbesitznahme des Donezbeckens in absehbarer Zeit nicht gestärkt werden können. Andererseits sind wir uns darüber klar — dies Sommeroffensive der Sowjets hat es von neuem bewiesen —, daß die Bolschewisten im Ural und in Sibirien große, uns im einzelnen gar nicht bekannte Rüstungsgebiete besitzen, die (neben den plutokratischen Aufwüchsen) den Riesenverschleiß ihrer Offensive 16 Wochen lang speisen und erziehen konnten.

Das Uebergewicht des ganzen Krieges liegt nach wie vor im Osten, obwohl jetzt 15 Wochen vergangen sind, seit die Anglo-Amerikaner ihren Fuß auf Sibirien gesetzt haben. Heute werden sie von uns an der schmalsten Stelle der italienischen Halbinsel, an einer in der Luftlinie noch nicht einmal 150 Kilometer breiten Gebirgsfront, gestellt. Der Feind wird an der europäischen Südfrent noch große Anstrengungen machen, aber der geographische Vergleich und die Größenerhältnisse der beiden europäischen Kriegsschauplätze zeigen, daß die Anglo-Amerikaner noch weit davon entfernt sind, einen zweiten Schwerpunkt zu bilden, der neben dem Schwerpunkt der Ostfront als kriegsentcheidend gewertet werden kann. Daraus ergibt sich im Verhältnis der Alliierten ein zunehmendes politisches Uebergewicht Moskaus, und hieraus eröffnen sich für unsere wehrlichen Gegner Perspektiven, die verheerend sind. Symptomatisch ist das Eindringen der

Sowjets in den Mittelmeerraum, wo die Fahnen der Weltrevolution flattern. Die zwangsläufige militärische Defensivhaltung Deutschlands hat also für die Alliierten eine politische Mehrheit, die schwerwiegende negative Faktoren enthält. Auf der Moskauer Konferenz sind jetzt die jüdischen



Karte des südlichen und mittleren Abschnitts der Ostfront (Seherl-Bilderdiens-M.)

„Zweite Front erst nächstes Jahr“

Smuts erteilt im Auftrag Churchills Stalin eine Ablage

Stockholm, 22. Oktober.

General Smuts, der südafrikanische Premier, der sich seit einiger Zeit in England befindet, hielt eine Rede in London, die in alle Welt übertragen wurde. Es bedurfte nicht dieses Apparates, um klarzumachen, daß Smuts, wie schon öfter, von Churchill aussersehen worden war. Dinge zu erklären, die Churchill selbst aus Rücksicht gegenüber gewissen Verbündeten und deren Einstellung zu der britischen Kriegsführung auszusprechen für nicht ratsam hält. Gatten die Sowjets kategorisch die Errichtung der zweiten Front gefordert, so erklärte Smuts ausdrücklich und in wohlüberlegter Formulierung, die es höchst offizielle Anerkennung aufweist, daß die Planung der anglo-amerikanischen Kriegsführung einen Generalangriff auf Europa erst im nächsten Jahr vorzieht. Er unterstrich nachdrücklich, daß bei aller Würdigung der sowjetischen Kriegsführung die Engländer nicht ihr eigenes Licht unter den Scheffel zu stellen und sich keine Vorwürfe gefallen zu lassen brauchen. Sie hätten immerhin im Mittelmeer allerhand geleistet, und die Terrorangriffe der britischen und nordamerikanischen Luftwaffe seien mehr als ein Ersatz für eine zweite Front. Was aber diese berühmte zweite Front betreffe, so wolle man bei aller Würdigung des Beitrags für die Anglo-Amerikaner und insbesondere für die Sowjets sich nicht drängen lassen. England und sein Empire hätten nämlich schon genug Blut geopfert und könnten das Risiko eines wahrscheinlich außerst emp-

findlichen Überlasses nicht auf sich nehmen. Hier müsse nun Nordamerika, so meinte Smuts in ausführlich fühlbarer Berechnung, in die Bresche springen und „mit seiner unerschöpflichen Menschenmenge, die von ersten Kriegserlusten noch kaum berührt worden ist, den entscheidenden Anteil an einem Frontalangriff unternehmen gegen Europa im nächsten Jahr übernehmen“. England weise nur zu auf, was es an der Atlantikfront ermarke. Gleich ob sie über die Nordamerikaner angetrieben, die deutsche Abwehr wird sie heftig empfangen.

Der Führer empfangt den bulgarischen Regentenschauspiel

aus Berlin, 22. Oktober.

Der Führer empfangt die Mitglieder des bulgarischen Regentenschauspiels Prinz Cyrill von Bulgarien und Professor Hiloff.

Der Führer hatte mit Prinz Cyrill und Professor Hiloff Besprechungen über die allgemeine Lage und die gemeinsamen interessierenden Fragen. An der Zusammenkunft nahmen von deutscher Seite der Reichsminister des Auswärtigen von Ribbentrop, Generalfeldmarschall Keitel und General Döberl teil.

Die Aussprachen beim Führer verliefen im Geiste herzlichsten Einvernehmens und waren bestimmt von der bewährten traditionellen Freundschaft zwischen dem Reich und Bulgarien.



Lastensiegler einatzbereit

Bei der Aufstellung einer Lastensieglergruppe stehen die Schleppzüge auf dem Rollfeld in endloser Reih nebeneinander. (PK-Aufnahme: Kriegsberichterst. Stocker, Atl., Z.)

lich. Das Sofa steht am gleichen Platz, aber der Mann ist im Felde; das Bett ist das gleiche geblieben, aber der Sohn ist in der Kampflinie; Schrank und Kommode erfüllen an derselben Stelle ihren gleichen Zweck, aber der Vater kämpft in vorderster Linie. Kaffeemaschine, Brotkasten, Butterbehälter befinden sich wie früher in der Speisekammer, aber da sind die Karten und Marken. Die Eisenbahnschienen blinken in der Sonne, aber die Hügel rollen viel seltener und sind wie die Elektrischen stets überfüllt. Und so ist es überall. Die Fabriken öffnen ihre gewaltigen Tore und nehmen Frauen und Männer in sich auf, die solche Arbeit niemals vorher getan haben. Und die Arbeit wird getan.

Der Soldat aber steht draußen in einer völlig veränderten Welt. Nichts vom Gewohnten ist übrig geblieben, weder Sofa, noch Kaffeemaschine, noch die vertraute Straße mit ihren bekannten Gesichtern. Nichts von all dem. Ja, in einer neuen Welt sind

die neuen Bedingungen leichter. Und es für alles kräftige, junge Männer oder Männer, die solcher Umstellung gewachsen sind. Die neue Umwelt macht sehr viel aus. Das unmittelbare Leben, oft oder meistens in frischer Luft, die Waffe in der Hand, hat sehr viel Ermunterndes. Alles ist anders, vom ersten Schritt aus dem Quartier oder Bunker bis zum Schritt über die Schwelle des neuen Quartiers, und wäre es die arbeitsreiche Hütte und selbst nur der Baumast überm Kopf.

Das alles erleichtert, indem es neue Gesetze in neuer Welt diktiert. Das alles erleichtert, indem es die Waffe in die Hand gibt und die gleichmachende Uniform anzieht. Ja, das Leben als Soldat ist vom Beginn an ein vollkommen anderes als das des daheimgebliebenen Zivilisten, von der Frau gar nicht zu reden.

„Lieber draußen als dauernd jetzt zu Hause!“ sagen viele Soldaten. Ich verstehe: es ist die Frei-

Schauspiel der alliierten Kriegsschauspieler eifrig am Werk, um diese Auswirkungen zu tarnen und auszubeden. Doch lassen sich diese Kriegsschauspiele für die Weiterentwicklung der Gesamtlage nicht mehr auslösen.

Der Kern aller Kriegsschauspiele, die das Schicksal uns noch verschleiern hält, liegt also im Osten, in der ebenso dämonischen wie unübersichtlichen Macht der Sowjets, die ihre wirklichen Kräfte und Ziele auch gegenüber den Alliierten tarnen. Bekanntlich schlagen die stimmungsmäßigen Optimisten am schnellsten in stimmungsmäßige Pessimisten um — gerade in der Beurteilung der unbekanntesten sowjetischen Kriegsmacht kann man das bei Freund und Feind immer wieder erleben. Eine wirkliche Urteilsgrundlage besitzt der Laie nicht, vielleicht besitzt sie sogar unsere Führung nur stückweise. Aber jedes Fach hat einen Boden! Man muß sich also vorerst an die Tatsachen halten: Die Sowjets fahren fort, mit einer ungeheuren Macht auf unsere Front zu drücken, ihr verzweifelt anmutender Plan geht dahin, mit äußerster Anstrengungen und Opfern noch vor dem Winter unter allen Umständen einen strategischen Durchbruch zu erzwingen (sei es im Raum von Belizije Luft in Richtung Odessa, um unsere Nordfront abzuriegeln, sei es bei Kremenetschug über den Dnjepr in Richtung Odessa, um unsere weit vordringende Südfront einschließlich der Krım abzuschnitten!). Bequämligt vom trodnen Herbstwetter geht die Sommeroffensive der Sowjets weiter und beansprucht fast übermenschliche Kräfte unseres Ostheeres, das im Feuerhagel der Granaten, im Rauschen der Bomben, im Krummelfeuer der Salbengeschütze und zwischen den feuerpeinenden Keilen der Panzer eine letzte Steigerung des Materialkrieges erlebt, wie man es noch niemals gekannt hat. Aber unsere Männer wehren in den Schützengräben des Ostens diesen ungeheuren Ansturm mit ihren Leibern ab und tragen mit diesem heldischen Widerstehen unser aller Schicksal. Wir vertrauen auf ihren Geldeumut, wissen aber auch, daß wir nur durch sie den Sieg in unseren Händen halten können. Wären es nicht deutsche Soldaten, die sich dem drohenden Schicksal Europas entgegenwerfen, dann würde diese Waise der Vernichtung rettungslos über uns und manche unwürdigen Ausnießer der europäischen Freiheit hinweggehen! Dr. M.

heit des kämpfenden Mannes, das unmittelbare Leben in der Natur zwischen Leben und Tod mit seinen tausend Möglichkeiten, mögen sie nun erfüllt werden oder nicht.

Und ich sehe daheim das schweigende, arbeitsreiche, verzichtende, wenig beachtete Leben des Volkes in Büros, Fabriken, Wohnzimmern, Eisenbahnen, beim Einkauf und beim Verkauf, immer in Eile, ständig ein wenig müde, ohne die Freuden des Friedens und ohne die Gemüthsruhe, das dies morgen und jenes übermorgen sein wird, dies und jenes, das man ersehnt.

Anderes ist nicht gemeint als nur ein paar Worte von diesem grauen, abseitigen, aber wahrhaftigen Selbentum der Frauen und Männer, die in Zivil zu jeder Minute und zu jeder Stunde über Zehntausende von Straßen deutscher Städte und Dörfer ihren Pflichten nachgehen, ohne davon ein Aufhebens zu machen.

Auf den Spuren des römischen Verrats

Neue Enthüllungen aus Aufzeichnungen des OKW

(Schluß)

Das wurde noch deutlicher, als sich die italienischen Mittelmeerflotten Pantelleria und Lampedusa ohne jede Notwendigkeit ergeben. Pantelleria mit einer Besatzung von 12.000 Mann, stark besetzt mit unzerstörbaren, in die Felsen integrierten Unterständen, Flugzeugböden, Munitionslagern und Betriebsstofflagern, war in der Lage, sich monatelang zu halten. So hatte die Besatzung der Insel bei den ersten von Bombern unternommenen Luftangriffen im Laufe eines Monats knapp 50 Mann Verluste an Toten und Verwundeten. Trotzdem hielten die Kommandanten bereits die volle Flotte unmittelbar nachdem die ersten Granaten der Schiffsgeschütze einschlugen und die Landungsflotte kaum noch zu sehen war. Lampedusa endlich wurde mit kleinen amerikanischen Kommandos, die mit Schlauchbooten landeten, ohne jeden Widerstand übergeben, und die amerikanischen Reporter berichteten höflich, daß ihnen die italienischen Kommandanten förmlich entgegengekommen seien, als ob sie es mit der Kapitulation gar nicht eilig genug haben könnten.

Mit der kampflosen Einnahme dieser Inselstellungen stand der Feind unmittelbar an der Küste der sizilianischen Insel. Mit einer Landung da oder dort mußte jetzt jeden Tag gerechnet werden. Auf die Stärke der Küstenverteidigung kam also alles an. Koatta, der Oberbefehlshaber der 6. italienischen Armee auf Sizilien, entfaltete vom ersten Tage seines Kommandos nach außen eine Mühseligkeit, die auf wirklich ernüchternde Verteidigungsmahnmahnen hinzuzuführen schien, die sich aber, je länger desto mehr als reine Blufferei herausstellte. Wohl waren die einzelnen Häfen mit Abwehrwerken einzigermaßen versehen worden. Aber es lagen weder brauchbare Befehle für die italienischen Verbände im Falle einer feindlichen Landung, noch einräumende genaue Anweisungen über das Zusammenwirken mit den deutschen Verbänden vor, obwohl dies mit den deutschen Befehlshabern auf Sizilien mehrfach besprochen worden war. Davon, daß für den äußersten Notfall die Verteidigungsanlagen selbst samt den im weiteren Umkreis befindlichen strategisch wichtigen Wägen zur Sprengung vorbereitet worden waren, war nirgends etwas zu erkennen. Noch schlechter stand es um die Küstenverteidigung in Calabrien, die dem Herzog von Bergamo, der zur engen Militärkamarilla um den König zählte, unterstand. Die Küste selbst war nur durch einen dünnen Vorpostenschleier notdürftig gesichert. Die Verteidigungsanlagen bestanden aus wenigen MG-Ständen, die in viel zu großen Abständen angelegt und fast durchweg veraltet waren. Da sie ohnehin aus der Zeit vor dem Krieg stammten, war ihre Lage sicher dem Gegner bekannt. Die Waffen der Küstenschutz-Einheiten waren nicht nur zahlenmäßig viel zu gering, sondern auch veraltet. Für die Fliegerabwehr war so gut wie nichts getan. Wenn auch Koatta inzwischen Ende Mai Chef des Generalstabes des Heeres in Rom wurde, so trug er doch die volle Verantwortung für die Vernachlässigung der Verteidigung.

Im Mai 1943, noch volle zwei Monate vor der Landung der Anglo-Amerikaner auf Sizilien, hielt das OKW dem Commando Supremo angesichts der Entwicklung der Kämpfe in Afrika und der mit Sicherheit zu erwartenden Landung auf Sizilien eine Verärgerung der in Süditalien stehenden Kräfte um mehrere Divisionen vor. Das Commando Supremo aber lehnt das Angebot ab, nachdem es den Duce über das tatsächliche Kräfteverhältnis falls unterrichtet hatte.

Das hindert Koatta nicht, wenige Tage nach der Landung am 15. Juli nach außen hin pathetisch zu erklären, Italien müsse in Sizilien verteidigt werden, während er seinen Offizieren gegenüber äußert, es bleibe nur eine Verteidigung auf der Linie Messina-Rimini übrig, wenn Deutschland keine modernen bewaffneten Verbände zu Hilfe schicke, die bereits im Mai 1943, wie erwähnt, angeboten, aber abgelehnt worden waren. Er war also bereit, eher halb Italien preiszugeben, als den ernsthaften Versuch zur Verteidigung der Heimat zu unternehmen. Bei solchem Geiste der höchsten militärischen Befehlshaber kann das Verlangen der italienischen Truppen nicht wunder nehmen. Rechnet man hinzu, daß die Italiener es nicht einmal fertig brachten, die für die angeforderten und gelieferten Pat- und Munitionsgeschütze bestimmte Munition bei den betreffenden Geschützen einzulagern, daß die deutschen Fliegerverbände nahezu jeden Tag über an Sabotage grenzende Schmierigkeiten durch die italienischen Wehrmachtsteile zu klagen hatten, so ergibt sich ein einwandfreies Bild dessen, was hier gespielt wurde.

Als in den Morgenstunden des 10. Juli die erwartete Landung in Sizilien begann, zeigte sich erstmals in vollem Umfang, daß offenbar Verrat im Spiel ist. Mit Ausnahme weniger Truppen leisteten die italienischen Divisionen an den englisch-amerikanischen Landungsplätzen überhaupt keinen Widerstand, ergaben sich entweder, laufen zum Feind über oder räumen kampflos und ohne Beschädigung der militärischen Anlagen den Landeplatz.

Die Anglo-Amerikaner selbst berichten, daß sie den ersten ernsthaften Widerstand erst bei den deutschen Verbänden finden. Fast alle italienischen Küstenschutz- und Divisionen versagten völlig, verführte durch ihre Offiziere, meist auch höflich. Die „Times“ berichtet über die Landung in Sizilien, daß die italienischen Truppen, die den Schutz der Küsten übernommen hatten, überhaupt keinen Schuß abgaben. Mit beifolgendem Panismus wird in dem Artikel geschildert, wie die italienischen Offiziere während der Landung vom Mittagessen kamen, mit weichen Rücken als Zeichen der Unterwerfung so beladen, daß sie fast darunter zusammenzubrechen drohten.

Abwärts in ungeschützte Mägen vor Sizilien

Der englische Militärdienstleister Liddell Hart stellte ironisch fest, daß die ausgelagerten Mägen, die die Anlandung zweifellos sehr verlustreich gestaltet hätten, überhaupt nicht geschützt waren, weil sich die italienischen Offiziere beim Vadebetrieb nicht hüten lassen wollten. Zutreffender dürfte sein, daß auch das zu dem wohlvorbereiteten Verrat gehörte. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Landung in Sizilien zu einer schweren Niederlage für die Anglo-Amerikaner hätte werden können, wenn das Commando Supremo, zu ernsthaftem Widerstand entschlossen, den Wünschen des deutschen Oberkommandos Rechnung getragen hätte. Ein Meisterstück dieses Verrats war das Verhalten des Kommandeurs der italienischen Truppen im Hafen von Augusta am 10. und 11. Juli. Obwohl bis zu diesen Tagen Augusta noch von keinem einzigen Engländer oder Amerikaner angegriffen worden war, ja nicht einmal die Ausfahrten für eine bevorstehende Landung bestanden, sprengte die italienische Besatzung die gesamten Verteidigungsanlagen, steckte die Betriebsstofflager in Brand und zerstörte alle Geschütze, nachdem

vorher noch die gesamte Munition ins Meer verschossen worden war. Dem Duce wurde in einer Fälschung berichtet, der Kommandant von Augusta habe sich als einer der größten Helden der italienischen Geschichte bewährt. Als der Duce, von deutscher Seite über den schimpflichen Verrat aufgeklärt, vom König die Aburteilung des Verräters verlangte, lehnt dieser ab.

Von diesem Zeitpunkt ab ist es eine alltägliche Erscheinung, daß der größte Teil der italienischen Offiziere die Truppe verläßt und auf Catania aussteigt, daß italienische Soldaten entweder in Zivil, in blauen Kombinationen oder in Uniformen einzeln oder in kleinen Trupps führungslos durch das Gelände ziehen, daß Straßenkreuzungen im Rücken der deutschen Truppen gesperrt wurden, offenbar um ihnen den Rückzug zu verlegen, daß italienische Flugplatzkommandanten den Platz ohne Befehl verlassen und die italienische Flak das Feuer verweigert, wenn die feindlichen Maschinen zum Angriff ansetzen. Am 14. Juli versuchten die Deserteure, dem Feinde Catania, die einzige Rückzugsbasis, in die Hand zu spielen, indem sie die italienische Flotte einholten. Es paßt durchaus in das Bild, wenn Koatta erklärt, daß für die Verteidigung Italiens acht weitere deutsche Divisionen gebraucht würden, die aus den operativen Reserven in Frankreich genommen werden könnten, da ja nicht Frankreich, sondern Italien angegriffen worden sei. Dabei war das italienische Oberkommando nicht einmal bereit, die Voraussetzungen zu reibungslosem Einsatz der deutschen Divisionen zu schaffen. Alle durch anglo-amerikanische Luftangriffe zerstörten Bahnhöfen, Brücken oder Verschiebebahnhöfe blieben ohne Ausbesserung und lagen daher gleichsam als Bremsklötze auf dem Wege zum deutschen Brückenkopf in Sizilien.

Von deutscher Seite wurden alle diese Uebelstände beim italienischen Oberkommando zur Sprache gebracht und die weitere deutsche Hilfeleistung schließlich energisch davon abhängig gemacht, daß nun auch Italien endlich alle seine Kräfte zur Verteidigung italienischen Bodens einsetze. Alle deutschen Forderungen ver sprach General Ambrosio zu erfüllen. Kein einziges dieser Versprechen hat er gehalten. Im Gegenteil, bereits am nächsten Tage verlangt er zum anderen Mal den Oberbefehl über die auf italienischem Boden stehenden deutschen Divisionen, um „frei disponieren zu können“. Wie diese Dispositionen ausgefallen hätten, das sollte sich schon wenige Tage später im vollen Umfang erweisen, so sehr auch die Verräterliste und die Verschleierung ihrer ehrlosen Machenschaften bemüht war. Das deutsche Oberkommando aber mußte stumm schweigen. Eine Stunde war noch nicht gekommen.

Der Treubruch gegenüber dem Verbündeten

Mit jedem Tage, der dem raffiniert angelegten verbrecherischen Uebel auf dem Duce folgte, werden für den aufmerksamen Beobachter die Anzeichen deutlicher, daß dem Verrat an dem Schöpfer des neuen Italien und dem italienischen Volk nun ein beispiellos treubruch gegenüber dem Verbündeten folgen soll. Während die Repräsentanten des Hauses Savoyen und des Badoglio-Regimes dem Verbündeten eine Treueversicherung nach der anderen abgeben, ja förmliche Gelübde und Schwüre ablegen, den Kampf an der Seite des Verbündeten gegen den gemeinsamen Feind fortzusetzen, arbeiten sie hinter den Kulissen feierhaft an der Organisierung des Verrates. So versicherte am 1. August Badoglio dem deutschen Militärattaché im Wortlaut des Wiederholens und nicht ohne Entrüstung, daß deutsche Militärtruppen, Italien könne einen Sonderfrieden anstreben, sei unbedeutend. Das englische Neutbüro aber bestätigte, daß bereits in den ersten August-Tagen beglaubigte Beauftragte Badoglios in Madrid und Lissabon Verbindung mit den britischen diplomatischen Vertretungen gesucht hatten. Am 5. August ist der Kronprinz Umberto an der Spitze, nach außen hin feierlich zu verbünden, Italien habe keine Friedensfühler ausgestreckt. Das Königshaus werde treu zu seiner Bündnispflicht stehen.

Zum Dolchstoß aufmarschiert!

Während jedoch solche Erklärungen aus ihrem Munde stießen, ließen die Verräter ihre Truppen bereits im Rücken der Deutschen aufmarschieren.

In kurzer Zeit stehen an der Nordgrenze bereits drei voll kampffähige italienische Divisionen, die in Süditalien gegen den Feind eingesetzt, die entscheidende Wendung hätten herbeiführen können. Die Entwicklung der Situation wird blickartig erhellt durch die Erklärung, die General Koatta dem kroatischen Zivilkommissar Dr. Sivic ganz unerbittlich abgab: „Die Treueversicherungen Badoglios Deutschland gegenüber sind nur Kampfum Zeitgewinn.“

Ausdehnung der sowjetischen Angriffe

Landungsversuche auf der Krim gelcheitert - 190 sowjetische Flugzeuge in zwei Tagen vernichtet - In Süditalien örtliche Kampftätigkeit

Das Aus dem Führerhauptquartier, 22. Okt. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

An der Ostfront dehnen die Sowjets ihre Angriffe auf weitere Frontabschnitte aus. Zwischen Asow-See und Saproschje trat der Feind nach heftiger Feuer vorbereitung erneut zum Angriff an, wurde jedoch unter hohen Verlusten im wesentlichen abgeschlagen. Die Kämpfe sind noch im Gange.

Im Kampfraum südöstlich Kremenetschug verdrängten die Sowjets auch gestern ihren Einbruch nach den Seiten zu erweitern. In den schwereren noch andauernden Kämpfen wurde eine durchgebrochene feindliche Panzergruppe ausgerieben.

Auch in der Dnieprschleife südöstlich Kiew verliefen feindliche Angriffe trotz starken Kräfteinsatzes bis auf einen inzwischen abgeriegelten örtlichen Einbruch erfolglos. Nordlich Kiew wurde durch ein eigenes Angriffsunternehmen ein wichtiger Flußabschnitt erreicht und vom Feind gefolgt.

Nordwestlich Ljermingow fingen unsere Truppen die immer wiederholten Durchbruch-Angriffe der Sowjets in erbitterten Kämpfen auf. Auch westlich Smolensk nahm die Kampftätigkeit wieder zu. Der beiderseitige der Autobahn mit harter Artillerie- und Schlachtfliegerunterstützung auf schmaler Front angreifende Feind wurde abgewiesen.

Ein Landungsversuch der Sowjets, der mit schwächeren Kräften an der Ostküste der Krim unternommen wurde, scheiterte.

Von der übrigen Ostfront werden erfolglose feindliche Ueberseesversuche über den Wolchow

Die unumstößliche Gewissheit des geplanten ungeheuerlichen Verrats erhält die deutsche Kriegführung bei den Besprechungen, die am 15. August in Bologna zwischen Generalfeldmarschall Rommel, dem Chef des Wehrmachtstabs, General Jodl, dem deutschen Militärattaché in Rom, General von Nitzel, und dem italienischen Generalstabschef Roatta stattfanden. Die deutsche Abordnung, die nunmehr mit allen Eventualitäten rechnet, hat zu ihrem Schutze eine H-Kompanie ansetzen lassen, und zur maßlosen But Koattas postieren sich baumlange H-Männer auch vor dem Verhandlungsraum.

Diesmal wird Fraktur geredet

Ohne Umschweife fordert General Jodl, alle unnötigen italienischen Sicherungen aus den Räumen der nördlichen Grenzübergänge herauszunehmen und sie dort einzulagern, wohin sie gehören, nämlich gegen den Feind. Er bringt ferner zur Sprache, daß zu der gleichen Zeit, als Deutschland die Verteidigung Italiens vertritt, eine für das deutsche Oberkommando völlig unverständliche italienische Gegenbewegung zu den Alpen eingesetzt habe. Roatta versichert nun aus neue in geradezu niederträchtiger Heuchelei die Bündnistreue der italienischen Regierung und die Aufrichtigkeit des italienischen Oberkommandos, das alle Zweifel in dieser Hinsicht als Verleumdung empfinden müsse. Mit gut gespielter Entrüstung wirft er den Satz hin: „Wir sind doch keine Verräter, die mitten in der Schlacht zum Feinde überlaufen.“ Zugleich jedoch legte er dem deutschen Oberkommando eine Karte vor, die die Verteilung der deutschen und italienischen Streitkräfte im Falle eines feindlichen Angriffs auf das italienische Festland enthält. Von den ersten Blick erkennen die deutschen Generalstabsoffiziere, daß ihre bisherigen Vermutungen Gewissheit geworden sind und die Verräter in der Tat die Auslieferung der deutschen Divisionen an den Feind Wirklichkeit werden lassen wollen. Nach diesem Vorschlag sind alle deutsch-italienischen Grenzübergänge, aber auch die Grenzen nach Frankreich und Kroatien ausschließlich durch italienische Divisionen besetzt, liegt ein Regel italienischer Truppen quer durch Süditalien, sind die anderen Divisionen überall von weit überlegenen italienischen Kräften umfaßt, der gesamte Raum um Rom, alle Häfen, die entscheidenden Küstenstriche zwischen La Spezia und Salerno von italienischen Truppen besetzt. Die für Korfuja und Sardinien vorgesehenen Divisionen, die ebenfalls durch doppelt und dreifach stärkere italienische Verbände voneinander getrennt sind, wären ohnehin nicht mehr zu retten gewesen.

Die deutschen Unterhändler haben die Geistesgegenwart, die Erkenntnis des offenfundigen Verrates zu unterdrücken und tun so, als nähmen sie die erneute Versicherung unverbrüchlicher Bündnistreue durch Roatta wie eine Bestätigung entgegen.

Der Höhepunkt gemeiner Heuchelei

Bei einer Besprechung am 21. August werden die Absichten der Verräter noch deutlicher, als sie die Führung einer weiteren deutschen Division nach Sardinien verlangen. Gleichzeitig werden um den Hafen La Spezia, in dem das Gros der italienischen Flotte lag, zwei Sperkreise in einem Umkreis von 30 und 60 Kilometer gezogen, deren Ueberkreuzung deutschen Soldaten teils nur beinahe, teils überhaupt nicht gestattet wird. Jeden Tag mehrten sich die Verstärkungen der italienischen Verbände an den Grenzen, die Sabotage an deutschen Abteilungen, Gleis- und Kraftanlagen, die systematische Verzögerung deutscher Versorgungslieferungen waren die Verhandlungen der Verräter mit dem Feinde soweit gediehen, daß man zur Unterdrückung schreiten konnte. Deshalb hielt es die Badoglio-Clique für angebracht, gerade in diesen Tagen gegenüber dem deutschen Verbündeten noch ganz besonders nachdrücklich zu heucheln.

Am 1. September erhält der italienische Außenminister Guariglia den Auftrag, dem deutschen Geschäftsträger in Rom feierlich zu versichern: „Wir werden kämpfen und niemals kapitulieren.“ Am 3. September wiederholt Badoglio selbst diese feierliche Versicherung.

Es ist derselbe Tag und fast die gleiche Stunde, in der General Castellano, der Beauftragte dieses Marschalls Badoglio, in Hauptquartier Eisenhomers in Strass und in dessen Gegenwart das Dokument der ehrlosten Kapitulation aller Parteien unterzeichnet.

Anschlag auf den Führer

Dieser größte Verrat der Geschichte aber sollte seine Vollendung finden in einem vom Hause Savoyen ins Werk gesetzten Anschlag auf den Führer.

Badoglio beauftragte den italienischen Militärattaché in Berlin, den Führer in seinem Haupt-

quartier aufzusuchen und ihm im Namen des Königs die Bitte zu unterbreiten, unverzüglich nach Italien zu kommen, um mit dem König und der Badoglio-Regierung die Maßnahmen zu besprechen, die zur Intensivierung des Widerstandes gegen den gemeinsamen Feind erforderlich seien. Die Einladung wurde förmlich abgelehnt. Sie erfolgte zu einem Zeitpunkt, als die Auslieferung des Duce bereits beschlossene und besiegelte Sache war. Es steht heute fest, daß die Verräter mit dem Feinde verabredet hatten, ihm außer dem Duce auch noch den Führer in die Hand zu spielen.

Aber die Verräter irrten sich, wenn sie auch nur einen Augenblick glauben konnten, ihr niederträchtiges Doppelspiel sei der deutschen Führung verborgen geblieben.

Wie die Pläne der Verräter vereitelt wurden

Es ist selbstverständlich, daß das deutsche Oberkommando bereits bei den ersten Anzeichen des italienischen Doppelspiels die entsprechenden Maßnahmen traf, um den Verrat und die geplante Auslieferung der deutschen Divisionen zu parieren.

Damals kämpften die deutschen Truppen noch auf Sizilien, und diesen galt daher auch die erste Sorge der deutschen Führung. Arbeitete das italienische Oberkommando, das „Commando Supremo“, wirklich dem Feinde in die Hände, so war anzunehmen, daß der erste Stoß, den Italiener, Engländer und Amerikaner zusammen führen würden, gegen die deutschen Truppen auf Sizilien gerichtet sein würde. Diese Erkenntnis war bitter, denn sie wurde in einem Augenblick zur Gewissheit, als es sich herausgestellt hatte, daß der von den deutschen Truppen unter General Hube geführte Brückenkopf auf Sizilien auch weiterhin gehalten werden konnte.

Da aber eine Landung der Anglo-Amerikaner im Raum von Neapel oder Rom die deutschen Kräfte auf Sizilien abgeschnitten und vernichtet hätte, blieb nichts anderes übrig, als Sizilien zu räumen. Aus dem gleichen Grunde wurden auch im kalabrischen Raum nur schwache deutsche Kräfte belassen.

Im Gegenzug gegen den Plan Roattas wurde der Raum Neapel-Salerno-Rom-La Spezia und Genua unter die besondere Obhut deutscher Divisionen gestellt.

Darüber hinaus sicherten ausreichende deutsche Kräfte die Grenzübergänge nach Deutschland und Frankreich, um so im Bedarfsfall jeden Versuch, die deutschen Truppen in Italien von ihrer Versorgung abzuschneiden, durch rasches Zurückweichen zu verhindern. Bei diesen deutschen Vorkehrungsmaßnahmen, die nur gegen den hereinandrängenden Widerstand des Commando Supremo durchgeführt werden konnten, kam den deutschen Befehlshabern zugute, daß einzelne italienische Kommandobehörden in Erfüllung ihrer Bündnispflicht sich den Weisungen der verräterischen Führung erfolgreich widersetzen.

Endlich kam den deutschen Maßnahmen zustatten, daß die Amerikaner die Kapitulation Italiens vorzeitig verkündeten.

Am 8. September wurde im Führerhauptquartier eine Meldung des Senders Cincinnati bekannt, die dieser um 18.15 Uhr verbreitet hatte. Sie stammte von Associated Press und hatte folgenden Wortlaut: „Aus dem alliierten Hauptquartier in Nordafrika verlautet, daß Italien sich bedingungslos ergeben hat. General Eisenhower hat bekanntgegeben, daß Italien ein militärischer Waffenstillstand erklärt worden ist.“ Da die Meldung von der Feindseite kam, konnte sie nach erfahrenem Beispiel eine bewusste Irreführung sein. Eine Mitteilung der italienischen Regierung lag weder vor, noch war sie zu erhalten. Alle Bemühungen, eine Klarstellung herbeizuführen, waren zunächst erfolglos.

Noch während dieser Bemühungen um Klarstellung wurden unverzüglich alle deutschen Truppen in Italien, Südfrankreich und auf dem Balkan in höchste Alarmbereitschaft versetzt. Der verräterische König und sein Handlanger Badoglio versicherten selbst noch in diesem Augenblick hoch und heilig, Italien denke nicht daran, seinen Verbündeten im Stich zu lassen. General Koatta und der Verräter Badoglios hielten die Kapitulation nicht für eine unbedeutende britische Propagandalüge, und der Vorkämpfer Rocco fügte hinzu, daß er ein kategorisches Dementi dieses britischen Schwunders sofort veranlassen werde. Um 19.45 Uhr aber übermittelte der deutsche Geschäftsträger in Rom die Bestätigung, daß Italien dem Verrat an Mussolini und dem eigenen Volk nun auch den schimpflichsten Treubruch der Weltgeschichte, den am Waffengefährten, hat folgen lassen. Die deutschen Maßnahmen sind somit zur Gewissheit geworden.

Die Welt hat inzwischen ihr Urteil gefällt. Es lautet aus dem Munde des Feindes: „Dieser Verrat an eigenen Volk und dem eigenen Waffengefährten ist eine der größten Verräterereien der Weltgeschichte. Der Name Savoyen wird ein Schimpfwort für alle Zeiten bleiben.“

Die Grundbesitzer unserer Rüstung

Staatsrat Schieber über die Rohstofflage Berlin, 22. Oktober.

Vor Vertretern der Tagespresse gab Staatsrat Schieber, der Chef des Rüstungslieferungsamtes im Ministerium des Innern, einen Überblick über die deutsche Wehrkraft und Rüstungswirtschaft. Er erklärte u. a., daß die Verteilung des Menschenpotentials ungleich viel günstiger als im Weltkrieg sei. Verfügten die Gegner im Weltkrieg noch über die 64fache Zahl, so sei jetzt das Verhältnis 9:1. Die Rohstoffversorgung bereite uns keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Auch unsere Gegner haben Engpässe, z. B. in der Steinkohlenversorgung. Die Auswertung unserer Stahlgrundlage werde laufend durch Verfeinerung der Produktionsmethode und Verringerung der Einlagengewichte verbessert. Da der vorhandene Treibstoff voll und ganz der Front zur Verfügung stehen müsse, werde die Heimat nach und nach reiflos auf den Generatorenbetrieb umgestellt werden. An Stelle Holz werde in Zukunft der in genügender Menge zur Verfügung stehende Schmelzlof als fester Treibstoff verwendet werden. Die Energieversorgung der Industrie erfordere weiterhin größte Sparsamkeit in den Haushaltungen, denn hier vermöge eine Einsparung um 10 v. H. bereits die Hälfte der jetzt zeitweise fehlenden Stromspitze auszugleichen. Andere synthetische Kraftstoffherstellung deckt unseren eigenen Bedarf. Auch mit Sparmetallen seien wir ausreichend versorgt, da wir vielfach auf Werkstoffe ausweichen konnten.

Der feindliche Luftterror habe unsere Rüstung nicht nachhaltig zu tödren vermocht, es sei stets in kürzester Zeit gelungen, einen weitgehenden Ausgleich herbeizuführen. Auf breiterer Grundlage soll, wie Schieber sagte, die Zulieferungsindustrie ausgebaut werden, die Vormaterial, die Rohstoffe, Lager, Gußstücke, Panzerplatten, optische Geräte usw. fertigt. Die sinnvolle Anwendung der Rüstfertigung werde die erforderlichen Arbeitskräfte für diese Pläne freimachen.

Frau Doktor

Roman von LIESBET DILL

31) Sie unterhielten sich, als ob sie sich eben im Speisezimmer eines D-Zuges kennengelernt hätten. Dann legten sich beide in ihren Zimmern an ihre Arbeit. Während er den Artikel über den Rodei Fritz Seidel ins Reine schrieb, sah sie ihre Bücher durch und rechnete aus, was ihr von dieser Erholungsreise übriggeblieben war. Es reichte gerade für die letzte Autorate. Sie werde das Geld morgen gleich hinstellen, dachte sie, dann bin ich es los, und der Wagen ist mein.

Eine Hoffnung belebte sie etwas. Ich werde das Geld schon wieder hereinbekommen. Sie schickte einige Rechnungen an ihre Patienten. Nun war man wieder einen Schritt weiter. Aber langsam ging das. Ein Patient im Waldsanatorium hatte ihr von seinen Geschäften erzählt. Wenn man eine glückliche Hand hatte und etwas „Mummi“, konnte man heute rasch reich werden, das Geld lag auf der Straße, fand der Herr, der sich seine Ischia bestrahlen ließ.

Sie fand nicht, daß das Geld auf der Straße lag. Nur andere vielleicht, für sie war es ein harter, täglicher Kampf, aber sie hätte das niemals zugegeben. Wenn ich nicht arbeiten könnte, möchte ich nicht leben.

Sie hatten gute Plätze bekommen im ersten Rang, in seiner ehemaligen Loge. Sie saßen nebeneinander, und er fühlte, wie sie jeden Ton der Musik in sich aufnahm. Er dachte an eine „Kritik“-Aufsichtung mit Wanda, als er sie in sein Verzeichnis plötzlich sagen hörte: „Ich finde diese langen Gesänge einfach ermüdend...“

Was konnte dieser Kamerad dafür, daß er nicht musikalisch war? Und Wanda, die seinen Bach von Händel und seinen Schubert von Schumann unterscheiden konnte, daß sie während einer „Kritik“-Aufsichtung Kopfschmerzen bekam? Diese schmerzhaften, süßen Musik berührte seine Seele in ihr, sie erwiderte sie nur, und sie war so ehrlich, das einzugeschreiben.

Über heute, neben „Ihr“, erlebte er „Toska“ zum erstenmal. Sie war so schön, diesen Abend, in ihrem weißen Atlaskleid, den goldenen Schuhen und dem Goldbrokatmantel und dem Diadem in ihren dunklen Locken. Ein garter Duft umströmte sie... Der glatte Atlas umschloß ihre schmalen Hüften wie eine weiße Seidenschlange... An den weißen Armen blühten breite Diamantreife und in den Ohren trug sie große Diamantperlen.

Die Wendungen flirrten in an. Er fühlte, wie er ihr immer mehr verfiel, er war ihr Gefangener, ihr Lakai, der ihr die Sachen nachtrug... Alles schien ihm selbstverständlich. Daß sie neben ihm saß, daß sie an seinem Arm in der Pause durch die Wandelgänge ging, und daß er sie nachher heimfuhr in ihre Wohnung und noch zu einem Goddard mit herauskam, um über die Oper zu sprechen. Er mußte ihr erzählen von dem Leben Wagners, von seinen Kämpfen, seinen Ehen, den Frauen, und wie und wo er seine Opern geschaffen hatte. „Ein gefährlicher Zauberer, dieser Wagner“, sagte sie.

Am selben Abend sah Wanda allein beim Abendessen. Anna hatte ihr irgend etwas hingestellt, und sie las die „Medizinische Welt“ dazu.

Ein kaltes Butterbrot und die Zeitung. Wie ein kaltes Gefäß in seinem möblierten Zimmer, dachte sie. Sie hatte einen anstrengenden Tag hinter sich. Den ganzen Morgen hatte sie Grippebäume gemacht, von Tisch wurde sie zu einer Frau in die Nachbarschaft gerufen, die mit Gasvergiftungserscheinungen aufgefunden worden war. Sie hatte die Greisin noch retten können. Von dort aus war sie zu ihren Neuschulzkindern gegangen und kam gerade ins Haus zurück mit dem ersten Patienten, dem Juristen, der an Kopfschmerzen litt und dem sie Massage machen mußte. Ihre Sprechstunde hatte bis acht Uhr gedauert.

Sie hatte sich nicht mehr umgezogen. Für wen auch? Sie war nicht einmal frisch frisiert. Das blonde Haar traxt zurückgefrisiert und mit kleinen Kämmen hinter den Ohren festgesteckt. Es war eine praktische Haartracht, aber sie verschönte nicht, und

das war ihr einerlei. Daraufhin saßen ihre Kranken sie nicht an.

Das einfache, dunkle Kleid war am Hals mit einem kleinen weißen Kragen geschlossen, die langen Ärmel hatten schmale weiße Manschetten, der Trauring an der linken Hand war ihr einziger Schmuck. Es war für ihre einsamen Abende gerade die richtige Tracht.

„Der Herr ist im Frack fortgegangen“, erzählte Anna, die abräumen kam. „Er ist in die Oper.“ Sie nahm die Fleischplatte fort. „Sie haben wieder nichts gegessen?“ meinte sie. „Soll ich ein paar Äpfel bringen?“ Es sind die letzten Gravensteiner. Man müßte wieder welche bestellen, der Herr ist nur Gravensteiner.“

Wanda lächelte. Für sie wurden die Äpfel nicht bestellt, nur für den Herrn. „Ja, ich werde sie bestellen“, sagte sie und las weiter, einen Aufsatz über Leberbehandlung der Höhenkrankheit.

„Ihr Kleid müßte auch einmal ausgetauscht werden“, fuhr Anna fort. „Die weißen Hüften sind fertig, sie hängen im Schlafzimmer. Morgen nehme ich mal dieses Kleid in Kur. Die Sachen nützen sich ab, wenn man jeden Tag von morgens bis abends das selbe Kleid trägt.“

Aber das war der Frau einerlei. Sie gab nichts auf sich... Und er ging in die Oper. Mit wem er dorthin ging, konnte Anna sich denken... Sie hätte es verstanden, wenn es eine seiner Damen von früher gewesen wäre, aber mit dieser Ausländerin — nein. Sicher hatte sie wieder das rote Samtkleid an mit dem nackten Rücken.

„Wollen Sie noch etwas, Anna?“ Wanda schaute auf. „Nein, nein“, sagte Anna. „Aber vergessen Sie die Äpfel nicht.“ Und sie ging hinaus... „Ich bin neugierig, wie das enden wird“, dachte sie. Sie sah hier allein mit ihren medizinischen Büchern, und er ging im Frack mit einer anderen in die Oper. „Das ist eine Welt heute“, sagte sie laut und

Abblenden! Ende!

Als Romuald Kienast nach dem letzten Fall des Vorhanges seine Garderobe betrat, sagte er müde: „Leopold, heute war ich unter aller Kanone.“ „Aber, Herr Kienast“, sagte der alte Garderobier, „wie vor fünfundsiebzig Jahren haben Sie gespielt.“ Leopold, hab ich zu mir gelacht, wie ich heute während der Vorstellung in der ersten Kuffe gefanden bin, Leopold, das soll ihm einer nachmachen, unter Kienast! Wenn der das Wortel Liebe“, sagt, dann spürt man erst, was die Liebe sein muß!“

„Man wird alt“, entgegnete Kienast, in dessen Stimme etwas mitklang, das den feinhörigen, an kleine Schauspielerleidenschaften gewöhnten Ohren des alten Kuffen nicht entging, denn er beeilte sich mit der Antwort:

„Herr Kienast, das glaubt Ihnen kein Mensch. Ein Jüngling müßte Sie ja beneiden!“ Kienast lächelte geschmeichelt und hob, einen abfälligen Blick in den Spiegel werfend, den charakteristischen Komödiantenlopp.

Vor fünfundsiebzig Jahren, überlegte er, während er sich sorgfältig abspülte, ja damals... Aber heute? Käckerlich, ich nehm es heute noch mit dem Jüngling an... „Daß ich nicht vergeß, Herr Kienast“, unterbrach der alte Leopold seine Gedanken, „das Briefchen da hat noch die Legation gebracht...“

„Laß sehen, alter Knabe...“ Kienast wurde lebendig und überflog die wenigen Zeilen: „Ist der große Schauspieler müde? Oder reist es ihn, heute nach der Vorstellung ins Theater-Kaffeehaus zu kommen? An drei weißen Rosen wird er mich erkennen.“

„Leopold“, sagte er, „warum läßt du?“ „Ich glaube“, meinte der alte Garderobier, „daß es morgen ein gebrochenes Gezeir mehr geben wird!“ Leopold trat schmunzelnd näher. „Sie erlauben schon, Herr Kienast, aber wir werden die Leinwand etwas fester aufhängen.“ So... Sie sollten weniger Wehlspießen essen. Schanzl sein ist bei den Frauen der halbe Erfolg!“

Sogerhöbener Hauptes betrat Romuald Kienast das Kaffeehaus, nahm er zuerst zur Kenntnis, daß aller Augen auf ihn gerichtet waren, und küßte eine entzückende Blonde, auf deren Tischchen drei langhalsige weiße Rosen lagen, mit auf Wirkung berechneter Rose die Hand.

Als er mit ihr plauderte und zufrieden den Eindruck fand, den sein nichtüberbendes Wienenspiel auf die Anwesenden ausübte, sagte er leise: „Beinahe hätte ich Ihr Briefchen als Scherz aufgefaßt.“

„Sind Sie gewöhnt, von den Frauen geadert zu werden?“ lächelte sie leise. „Das junge Ding verwirrt mich, und er verlor seine Leberlegenheit, als sie ihn unter halbgeschlossenen Lidern herbor anjah und hinzufügte: „Eigent-

liche auf der Diele die verschobenen Stühle zurecht.“

Wanda hatte ein paar Eintragungen in ihre Bücher gemacht und setzte sich an ihre begonnene Arbeit über Diätprobleme... Die fortschreitende Kultur der Ernährung bedeutet nicht nur eine Verbesserung, sondern es droht ihr auch eine Verfeinerung... Sie hatte sie dem Verlag versprochen, aber heute kam sie nicht vorwärts damit... Sie legte die Feder fort. Es ging nicht, ihr Kopf war heute leer.

„Man soll nicht abgepaunt sein“, dachte sie. „Ich müßte eine Frau sein, die ihren Mann erwartet, eine Stückerin in der Hand oder ein Buch, hübsch angezogen und frisiert und geschmückt für ihn, wenn er nach Hause kommt. Bei uns ist es umgekehrt, es ist die verkehrte Welt... Es ist etwas Falsches, etwas Unheimliches dabei...“

Er lag in der Oper, mit „Ihr“ wahrscheinlich. Wenn er jetzt zur Stadt fuhr, sagte er nicht. Sagte sie ihm vielleicht, wohin sie immer ging? Aber das war etwas ganz anderes. Wohin sie ging, wußte er ja... War es gut, wenn ein Mann das so sicher wußte?...

Man muß die Männer mit den gleichen Waffen schlagen, sagte neulich eine Patientin. Ach nein, mit Gewalt holte man sich nichts zurück, was verloren war. Sie nicht... Es mußte eine Art Besäuberung sein, in der er sich befand. Gab es ein Mittel gegen solche Besäuberung? Nein... es gab Scheinmittel, wie ihre Fiebermittel. Das Fieber wurde weggetrieben, aber die Krankheit blieb im Körper sitzen.

Sie wußte, wo er heute war. Sie hatte ihn nicht gefragt. Sie wollte keine Lüge hören. Und sie würde ihn gehen lassen und zusehen, bis zu dem Ende... Aber wie würde dieses Ende sein? — (Fortsetzung folgt.)

Letzte Szene des großen Liebhabers

Von Hans Karl Breslauer

Ich machte ich mir ein Traumbild von Ihnen — und nun ist es wie ein Erwachen!“

„Ein Traumbild?“ „Meine Großmama schwärmt von Ihnen. Dieser Kienast, sagt sie immer, wie wir jungen Mädchen ihn anbeteten. Und einmal hat sie sogar mit Ihnen getanzt — und das ist ihre schönste Erinnerung! So hat nie wieder ein Mann zu mir gesprochen, sagt sie oft. Wenn ich sie aber frage, was Sie mit ihr gesprochen haben, dann schweigt sie. Diese Unterhaltung ist ihr großes Geheimnis! Und das hat mich gereizt. Ich müßte Sie kennenlernen; ich hätte es gar zu gerne gehört, daß Sie auch mit mir so sprechen, wie Sie mit Großmama gesprochen haben!“

Kienast sah vor sich hin. Er fand die Worte nicht, die er, ohne sie erst suchen zu müssen, zu ihrer Großmutter gesprochen hatte, und sagte unbeholfen: „Ja — damals...“

„So groß ist der Unterschied zwischen einem jungen Mädchen von damals und mir?“ Er wußte ihrem schalkhaft-spöttischen Blick aus. „Der Kienast von heute ist ein anderer Kienast.“

„Und auf der Bühne? Großmama behauptet, Sie seien derselbe geblieben. Ebenso jung, ebenso temperamentvoll.“

„Auf der Bühne? Da springt man für ein paar Stunden in die Jugend zurück — und eines Tages erkennt man, daß alles nur Spiel und Schminke ist!“

„Schade! Da hat Großmama also doch etwas erlebt, was mir verjagt ist!“

„Vielleicht...“ Kienast ärgerte und sagte mit leiserem Redem: „Nein — nein — es gibt Jüngere!“

„Ach“, rief sie lebhaft, „sehen Sie den Närrich, der eben in der Garderobe seinen Mantel ablegt? Ich habe ihn gestern beim Konzert kennengelernt... Sie kennen ihn?“ fragte sie überrascht, als der junge Soldat lustig herüberwinkte und, zum Tisch kommend, sagte: „Du bist hier, Vater? So ein Zufall! Und in so reizender Gesellschaft! Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich schon früher gekommen!“

„Wir wäre es auch lieber gewesen, wenn du früher gekommen wärst!“ Und das Feinliche der letzten Minuten abspülend, sagte Kienast hinzu: „Enttäusche mir die junge Dame nicht, sie sucht das große Erlebnis!“

Als Romuald Kienast eine Stunde später nach Hause kam, drehte er alle Lichter im Schlafzimmer an, stellte sich vor den Spiegel, strich sich mit der flachen Hand über die Wangen und die müde, schlaffe Kinnpartie und sagte zu seinem Spiegelbild:

„Lieber Kienast, ich glaube, es ist Zeit, in das Reich der humoristischen Vater überzugehen... Sieht hat die Jugend das Wort... Großmama wird wohl nichts dagegen haben!“

wichtigen Verfasser auf den Höhenasperg zu bringen, der später auch Schiller drohte. Aber die Gründung der Hohen Karlschule, seiner ureigensten Schöpfung, wird stets Karl Eugen ehren. Ihr Wert und ihre Bedeutung erhellt aus dem Namen der Schüler, deren Geist sich an der Fucht und an dem Drill entzündet haben, man darf nur an Schiller, an die Naturforscher Cubier und Kiemayer, an die Künstler Dammeyer, Schmid, Wächter, Joseph Anton Koch und an den Komponisten Junzberg erinnern. In der Führung der Schule zeigte Karl Eugen, und dagegen sprechen auch nicht die Strenge und der Jozp in dem Jnstitut, eine bemerkenswerte Vorurteilslosigkeit und in bezug auf wissenschaftliche Forschung und schöne Literatur dachte er durchaus frei. Die Geschichtsschreibung wird das von liberalistischer Auffassung gezeichnete Bild dieses Hofratsfürsten in manchem richtigstellen müssen. So ist auch der Verrger über Schiller, der diesen Feuergeist zur Defektion trieb, keinerlei Ungherigkeit entsprungen, wurden doch auch „Die Räuber“ und „Kabale und Liebe“ an der Stuttgarter Hofbühne aufgeführt.

Welch tiefgehenden Wandlungen muß dieser eigenartige Regent durchgemacht haben, daß er an seinem 80. Geburtstag von allen Anseln herab in einem „Sündenbekenntnis“ verurteilen lassen konnte, er betrachte den heutigen Tag als den Anfang der zweiten Periode seines Lebens: „Das Wohl unserer Untertanen und die künftige Ausübung der Gerechtigkeit soll heute auch in uns geboren werden.“ Er setzte einen wöchentlichen Audienztag fest, an dem jeder seiner Untertanen, selbst der geringste und ärmste, Zutritt zu ihm finden konnte. Sicher hatte auf diese Sinnesänderung starken Einfluß die liebeswürdige und edel weibliche Franziska von Hohenheim, die Karl Eugen aus dem Haus ihres Gatten, des alternden Freiherrn von Leutrum, in Hohenheim holen ließ, und die er nach ihrer Scheidung nach dem Tod seiner ungeliebten ersten Gattin, einer Nichte des Großen Friedrich, von der Stellung einer Freundin und Geliebten, zur zweiten Gemahlin und schließlich zur Herzogin erhob.

So schnell Karl Eugen nicht seine alten Vorurteile vergessen hatte, so rasch änderte er seine Anschauungen von einem brutalen Gewalttätiger, Menschenhändler und Verschleuderer in einen fürsorglichen Landesvater, der auf seinem Schloß in Hohenheim an der Seite seines „Kranzels“ als schlichter Landadelmann lebte und sehr viel für die Landwirtschaf-

Vermischte Nachrichten

Ein Vollgeizinspektor in Jülich sprach aus irgend einem durchaus belanglosen Grunde in einem Hause im Bergengrund in Holland vor. Es wurde ihm aufgetragen, im Zürrahmen stand eine junge Dame, die bei seinem Blick tief aufatmete und mit einem Auswurf des Genickens ins Sauss sog. Dem biederem Beamten wurde mitleidig, er dachte an Weib und Kind, und es überließ ihm heiß, als er von weichen Frauenarmen ins Innere des Hauses gezogen wurde. Doch wer beschreibe sein Entsetzen, als die minnigliche Dame ihm erklärte, sie habe dreizehn Coupons schönsten Damenlosts, die allerdings — und hierbei wurde die Dame sehr sachlich — 875 Gulden betragen müßten. Der verblüffte Inspektor erkannte blitzschnell die Lage und spielte sich mit der gleichen Schalkhaftigkeit in die Rolle dessen hinein, für den er gehalten wurde. Er ging auf den Handel ein und verschwand dann, wie er sagte, um das Geld zu holen. Bald war er mit einem „Belannten“ wieder da. Als er sich jetzt als Pollstz entpuppte, verzor die Dame die Haltung, und sie wurde noch um einen Schein blaffer, als sich ein dritter Herr einstellte, der ebenfalls in dem Glauben, den edelsten Augen vor sich zu haben, dem Inspektor gleichfalls einige Coupons Stoff und einen Bolten Herrenlocken anbot. Die beiden Beamten versicherten mit dem Brüllen der Liebererregung, daß ihr Interesse mit dem Brüllen der Liebererregung, daß ihr Interesse unendlich groß sei. Nicht nur für die schönen Stoffe und die weichen Seiden, sondern auch für die minnigliche Dame und ihren Kompagnon.

„Jüdens Bänbereten“, eine Aftiengeseilschaft in Kopenhagen, trat dieser Tage in Liquidation. Damit wird die Erinnerung wach an einen armen Kopenhagener Jungen, der als Kaufbursche begann und sich später zum Millionär emporarbeitete. Er hieß C. L. Jöben. Durch seine Sparfamkeit erwarb er die Mittel zur Begründung eines Hofgasthofs. Alle seine Gewinne verwendete er auf den Ankauf von Liegenschaften. So wurde er Besitzer großer Ländereien in der nächsten Umgegend von Kopenhagen. Die Vorstadt Helsingørh steht zum größten Teil auf dem Gelände, das früher C. L. Jöbens Eigentum war. Bei seinem Tode hinterließ er ein großes Vermögen, das er wohlthätigen Stiftungen vermacht hatte. Der Erblasse selbst hatte stets sehr bescheiden gelebt.

Ein seltsamer Prozeß fand vor kurzem in Stockholm statt. Angeklagt waren zwei junge Damen, die an einem glühenden Augustnachmittag mitten in der Stadt einer Kutsche entstiegen. Sie waren in dicke Winterpelze gehüllt, trugen Pelzstapen auf dem Kopf und hohe pelzgefütterte Winterstiefel an den Füßen. Auch die Hüfte fehlten nicht. In dieser Aufmachung promenierten die beiden Damen durch die Hauptstraßen, und die Leute, die bei dem Anblick dieser Sommerbekleidung ihrer Wege gingen, blieben erstaunt stehen und fragten sich bei dem seltsamen Anblick, ob sie vielleicht einen Sonnenstich erlitten hätten. Schließlich folgte den beiden Damen eine johlende Menge von Gassenbuben und Müßiggängern. Das Gefolge wurde immer größer, so daß mehrfach Verkehrsstörungen entstanden und deshalb die Polizei eingreifen mußte. Es stellte sich heraus, daß die zwei eine Wette abgeschlossen hatten, in ihrer „polaren“ Aufmachung einen Nachmittag in der Defenstloßstraße zu verbringen. Die Wette wurde zwar gewonnen, aber die Geldstrafe, die sie wegen Erregung öffentlichen Aergernisses erhielten, war noch höher als der Gewinn, woran das Gericht die Hoffnung knüpfte, daß sie in Zukunft derartige Torheiten unterlassen würden.

Die Witwe einer vierzigjährigen Frau wurde kürzlich bei Wille aus dem Kanal gezogen. Zunächst glaubten die Behörden an einen gemächlichen Tod der vermögenden Frau und verhafteten einen achtzigjährigen Jüngling, der zu der Toten in nahen Beziehungen gestanden habe, unter Vorbehalt. Seine Angaben, die freumbildete ihm am Tage vor ihrem Tode gestanden, daß sie seinen Vater bestohlen habe und ihm Selbstmord begehren wolle, wurde mit großem Mißtrauen aufgenommen. Erst umfangreiche Zeugenerhebungen bewiesen seine Schuldslosigkeit. Er hatte seine Freiheit gerade rechtzeitig wiedergelobt, um der Zeröffnung des Testaments seiner toten Freundin beizumohnen zu können. Dabei erfuhr er, daß die Goldschmiedin ihm zum Verkauf angeboten und ihm dafür ein Vermögen von mehr als einer Million Franken auch noch sieben Hausgrundstücke hinterlassen hatte.

Ob es möglich sei, einen Menschen in einer Luftpumpe aufzubehalten, darüber stritten sich in Kopenhagen die Herren aus dem Wert beschäftigte Arbeiter. Reibel und Krogal, in tiefgründiger Weise. Wie bei allen theoretisch verhandelnden Diskussionen konnten auch hier die beiden sich über das Für und Wider nicht einigen, weshalb sie beschloffen, einen Versuch am lebenden Gegenstand durchzuführen. Nach einigem Überlegen fürzten sie sich auf ihren ungewohnten Fallzettel und dünnen Arbeitsamateur Al. Die dieser sich wehren über den Mund zum Eintruch führen konnte, hatten sie ihn übermüdet und den Schlauch der atemlos betriebenen Pumpe einem sonst tatnoll verhaltenen Kumpel eingeführt. Hier nun begannen sich die Aussagen der beiden Laien-Wissenschaftler zu widersprechen; während der eine behauptet, Al habe gute Miene zum bösen Spiel gemacht, erklärte der andere, dieser sei ohnmächtig geworden. Da es jedoch an Zeugen bei dem ungewöhnlichen Experiment fehlte, dürfte dieser Punkt vermuthlich ungeklärt bleiben. Das Unternehmen brachte jedoch nur einen teilweisen Erfolg. Als Unterleib blühte sich auf, dann gab es unermittelt einen heftigen dumpfen Knall und der Unglückliche begann aus allen Poren zu bluten. Deshalb die beiden, erschrocken über die unerwarteten Folgen ihres Versuchs, den Wertmeister und einen Arzt holten, die nur noch den Tod dieses neuesten Opfers der Wissenschaft feststellen konnten. Reibel und Krogal wurden verhaftet und werden ihren Fortschreibung vor Gericht zu verantworten haben.

Herzog Karl Eugen von Württemberg

Zum 150. Geburtstag des Gründers der Hohen Karlschule / Von Wilhelm Heimer

Es sind nicht viele Menschen, die auf einem Thron saßen, so verflucht, geschmäht und dann auch wieder so bewundert und geliebt worden wie dieser Herzog Karl Eugen von Württemberg, dessen Todesstag auf den 24. Oktober fällt. Er hat von jeder, schon zu seinen Lebzeiten, von sich reden gemacht, und durch die bedeutende Rolle, die er im Leben seines berühmten Landeskindes und unfeindlichen Höflings Schiller gespielt hat, hat er geradezu eine Volkstimme erreicht, die freilich weniger seine guten als seine schlechten Eigenschaften in das Licht stellt.

Der am 11. Februar 1788 im Palais der Fürsten Thurn und Taxis in Brüssel geborene Sohn des Wittteiters des Prinzen Eugen, Herzog Karl Alexander von Württemberg, war eine außerordentliche Erscheinung unter den deutschen Fürsten und einer der bedeutendsten Herrscher auf dem württembergischen Thron. Er war von der Natur mit allen Vorzügen ausgestattet, war gut gebaut, hatte einnehmende Züge, war klug, wenn er wollte energisch, war künstlerisch empfindend und phantasiebegabt, allerdings auch rasch aufbrausend und sehr sinnlich. Leider vergaß er allzu schnell die guten väterlichen Ratschläge Friedrichs II. von Preußen, an dessen Hof er in seinen jungen Jahren gewohnt und der bei dem damaligen Kaiser Karl VII. die Volksgeschichte lehrte. Er ließ sich durch die Besessenen der Hofgesellschaft verleiten, in seine Heimat zurückkehrenden Herrscher in dem für ihn gefälschten Fürstenspiegel gemahnt, daß Württemberg für Sie da sei; seien Sie vielmehr überzeugt, daß die Vorlesung Sie in die Welt kommen ließ, um Ihr Volk glücklich zu machen.“ Ganz im Sinne dieser edlen Grundzüge hatte auch Karl Eugen 1744 bei seinem Regierungsantritt gelehrt, als ein rechtschaffener, wahrer Vater des Vaterlandes treuherrlich zu handeln und nach den Rechten und Ordnungen des Landes zu herrschen. Aber bald traten Zustände ein, die an die üble Wirttenswirtschaft seines Vorgängers auf dem Thron, des Herzogs Eberhard Ludwig, erinnerten, und bald kauften die biedereren Schwärmer unter Finanzisten, wie sie zur Zeit des Juden Süß Oppenheimer drückten.

Da das Staatsleben des kleinen Landes keine

ladenden Aufgaben stellen konnte, suchte der starke Betätigungsbereich des jungen, politisch wenig interessierten Herrschers ein anderes Ziel, und es ist, als ob Karl Eugen habe beweisen wollen, wie weit die fürstliche Willkür und höfische Prunksucht es in der Hofgesellschaft bringen konnten. Er verschwendete die Einkünfte des Kammergutes und die reichen für den Verkauf von Landeskindern von außerordentlichen Staaten erhaltenen Subsidienelder in einer maßlosen üppigen Hofhaltung und in enblosen Vergnügungen, die seine reiche Phantasie immer neu ausdachte. Ueber seine Venezianischen Feste, seine Feuerwerke, seine Illuminationen, seine Maskeraden und Aufzüge, seine Jagdfeste und seine kostspieligen Ballette sprach man an allen Höfen Europas. Seine prunkvolle Oper, an der als Dirigent und Komponist Nicola Tommelli und als Architekt und Theatermaler Colomba wirkten, konkurrierte neben der in Paris, und die große, reiche französische Hauptstadt müßte sich mit dem kleinen Stuttgart oder Ludwigsburg in die Gastspiele des Tanzwunders Wett teilen. Stuttgart und Ludwigsburg konnten sich damals rühmen, in der ganzen Welt als hervorragende Pflanzstätten aller Künste bewundert zu werden. Heute stehen von der ganzen Pracht nur noch die Schloßer in Stuttgart, in Ludwigsburg, auf der Solitude und in Hohenheim.

Dem im Grunde ersten Sinn des Volkes blieb die mit dem Bourbonenhof in Versailles wetteifernde Prachtentfaltung fremd, und die Landeskind betrachteten die verschwenderische Großartigkeit ihres Herzogs mit bösen Augen und oft mit dem Faust in der Tasche, umiomehr als Karl Eugen, um zu Geld zu kommen, vor seiner Gewalttätigkeit und vor seinem Rechtsbruch zurückzudenken. In höchster Verarmung über das Land wandte sich der lächerliche Ausbruch an den Kaiser. Das Reich griff ein, und Karl Eugen, der jetzt auch selber das Bedürfnis haben mochte, dem „galoppartigen Treiben“ an seinem Hof ein Ende zu machen und das Leben mehr in Ruhe zu genießen, legte sich Bügel an.

In der Erziehung fand nur sein Unternehmungsgeist eine neue zeitgemäße Aufgabe, so daß der Dichter Schubart spottend konnte: „Als Dionys von Sphrasus anführen muß, ein Thron zu sein, da wird er ein Schulmeisterlein“, was dazu beitrug, den

tat, so rasch vergaßen seine Untertanen die Unbill. Wenn es auch ab und zu zu einigen Mißfällen kam, die Württemberger liebten ihren Landesvater, und sie hielten sehr viel von ihm, ja die braven Bauern derilder glaubten allen Ernstes, ihr Karl-Georg, der zu jedem erreichbaren Brände erliden, vermöge das Feuer zu bannen.

Am 24. Oktober 1793 schloß dieser vielgehaßte und dann vielgeliebte rastlos tätige Mann nach langem Leiden die Augen für immer. „Sterben ist kein Kinderpiel“, meinte er während des achtzehntägigen Todeskampfes zum Pfarrer. Seine getreuen Württemberger bemeinten aufrichtig seinen Tod. Als er im hinteren Flügel des von ihm erbauten Neuen Schlosses in Stuttgart auf dem Paradebett lag und die Landeskind an ihm trauernd vorbeizogen, drängte sich ein Bauer von der Alb vor und entschuldigte sich bei dem wachhabenden Offizier mit den Worten: „Herr, ich be am, aber ich laß mi's gern an Dreßbärn losfa, wenn i mein Landesvater no omal lebt derf.“

Herzog Karl Eugen war der typische Vertreter seiner Zeit im Osten wie im Westen, und man kann seine Erscheinung nur gerecht werden, wenn man die Epoche, in die er hineingeboren wurde, herdenksichtigt. Sein ganzes Wirken entsprach dem harten feuerwertartigen Aufstehen und dem allmächtigen Verlassen des höfischen Absolutismus. Sein großer Jüngling Schiller, in dessen Leben er so rasch eingriff, hat ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, als er, nach den Anschauungen seines Freundes von Hohenheim, im Bild auf die Brust des Herzogs aufsetzte: „Da ruht er also, dieser rastlos tätige Mann! Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch, aber die ersteren wurden von seinen großen Eigenschaften weit übertrugen.“

Der französische Schriftsteller Romain Rolland ist im 75. Lebensjahr gestorben. Romain Rolland hat sich durch eine Reihe sehr viel gelehrter Schriften und durch ein seltsames politisches Gaudelenspiel bekannt gemacht. Er hat ursprünglich Musikwissenschaft studiert und ist sehr jung in den Bannkreis Wagner's geraten, über den er wie auch über Beethoven und Händel, später noch über Goethe, Werke veröffentlicht hat. Von seinen Dramen ist am interessantesten „Der Tag wird kommen“, in dem er, allerdings nicht mit eindeutiger Stellungnahme, die britische Seuche im Burenfeldzug aufzeigt. Es folgten dann Romane, darunter der „Johann Christoph“, Romain Rolland, der schon immer mit Unisstreifen geliebteget hat, geriet während des Weltkrieges immer stärker, zuerst in das patriotische und dann in das bolschewistische Fahrwasser.